

Über die Notwendigkeit der unnützen Poesie

Schwimmen zwei junge Fische des Weges und treffen zufällig einen älteren Fisch, der in der Gegenrichtung unterwegs ist. Er nickt ihnen zu und sagt: „Morgen, Jungs. Na, wie ist das Wasser?“ Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter –und schließlich wirft der eine dem anderen einen Blick zu: „Was zum Teufel ist Wasser?“

Wie wir die Vitalfunktionen unseres Körpers nicht wahrnehmen, spüren wir oft gar nicht das Bedürfnis, „Welt zu gestalten“: In Dichtung, Musik, Philosophie und Kunst erfinden, schaffen wir uns eine Welt – und dieser Prozess ist so wichtig, wie das Bedürfnis zu atmen. Wir haben kein Bewusstsein davon, dass Literatur und Geisteswissenschaften, Kultur und Bildung das ideale Fruchtwasser abgeben, in dem sich unsere Ideen von Demokratie, Freiheit und Gerechtigkeit, von Laizismus, Gleichheit, Recht und Kritik, Toleranz, Solidarität und Gemeinwohl erst kraftvoll entwickeln können

Leider hat sich die Barbarei des Nützlichkeitsdenkens längst in unsere sozialen Beziehungen und in unsere intimsten Gefühle hineingefressen. Kapitalistisches Denken (und Handeln) unterscheidet sich klar von den Bemühungen, die Lebenssituationen der Menschen zu verbessern; das aber möchte die Kunst! Haben wir nicht alle in unseren Wohnungen „Kunst an der Wand“? Lieben wir es nicht, kleine, schöne Erinnerungen an die guten Zeiten (z.B. eines Urlaubs) hinzulegen und zu betrachten? „Schöne Erinnerungen“ sind ein Schatz des Alters. Als Personen (als urteilende Subjekte) beziehen wir Stellung zu dem, was uns gefällt. Die Kriterien des Geschmacks und des Wohlgefallens sind sehr subjektiv. Wir schreiben – wohl unbewusst – den schönen Dingen eine Eigenschaft zu, die es uns ermöglicht, uns unsere eigene Welt zu erdenken. Natürlich gehören dazu auch die Ideen und Vorstellungen, die wir als geistige Prinzipien (vor allem in der Philosophie und der Kunst?) entdecken, an-erkennen und schätzen. Wo „das Schöne“ in mir einen positiven Sinneseindruck weckt, wo ich gern etwas Schönes ansehe oder anfasse (streichle), werden Gefühle der Freude und der Lust aktiviert. Üblicherweise denken wir bei dem Schönen wohl in erster Linie an „die Kunst“. Aber ursprünglicher ist uns das „Natuschöne“. Das „Kunstschöne“ ist ein Produkt und lebt als gestaltgewordene Konkretisierung einer Vorstellung von einem Menschen, der es schuf. Oft sind es eben auch „Hervorbringungen des Geistes“ (nach Hegel). Jede Zeit hat ihren spezifischen Geschmack – und jede Person wählt aus den ihr zugänglichen Möglichkeiten das heraus, was ihr gefällt. Welche schönen Gegenstände würde man gern – auch im Altersheim - um sich haben? Auf welche „schönen Künste“ möchte man zu allerletzt verzichten?

In jedem Alter verfügen Menschen über die Fähigkeit zum Lieben – also sich über die Sensibilität für etwas oder jemanden zu freuen, das/die einem bedeutsamer ist als man selbst! Eros beschreibt all das, was aus dem Alltag und der Gewohnheit herausführt. Eros ist die V o r -bedingung für den künstlerischen Schaffensprozess, nicht das Werk selbst – wie auch im Liebesspiel die Freude auf die (körperliche) Vereinigung, nicht die Vereinigung selbst. Eros ist gekennzeichnet durch das „Entzücktsein“ und entsteht aus der Ergriffenheit gegenüber dem Schönen, stimuliert damit also Sinnlichkeit. In einem weiteren Sinn ist Eros die Bezeichnung für „Zeugungskraft“ – darunter verstehen wir u.a. auch Handlungen, Taten, Werke und das Bestreben, Wissen zu erwerben.

In einem Universum des Utilitarismus die Bedeutung der Poesie für das menschliche Leben zu erklären, ist für auf Gewinn/Profit eingestellte Menschen nicht einfach. Ihnen bedeutet ein Hammer mehr als eine Sinfonie, ein Messer ist für sie wichtiger als ein Gedicht, mit einer Zange können sie

mehr anfangen als mit einem Gemälde... Der Nutzen des Werkzeugs ist leichter einzusehen als zu begreifen, wofür Literatur, Kunst oder Musik gut sein soll.

Welcher „erste Mensch“ hat zum ersten Mal eine Melodie gepfiffen? Welcher junge Mann ist in der Steinzeit zum ersten Mal die Stufenleiter der Lebewesen etwas emporgestiegen, weil er seiner Angebeteten eine Blume gepflückt und geschenkt hat? Hat die „Urfrau“ schon das Unnütze getan, indem sie ihr erstes Werkzeug oder ihre Höhle „künstlerisch“ bearbeitete? Sind Götzenbeschwörungen aus der Not entstanden? Sind „Hochkulturen“ nicht erst durch die Pflege und Entwicklung des Unnützens entstanden? War das nicht der Anbeginn der Kultur? „Die Welt ohne Kunst, Literatur, Musik... wäre eine Welt ohne Sehnsüchte, Ideale oder Auflehnung“ (Mario Vargas Llosa bei der Nobelpreisrede in 2001).

Auch die philosophische Suche nach der Wahrheit, beinhaltet alle Wesensmerkmale der Poesie: Ist sie auch ursprünglich auf die Dichtung (oder Ver-Dichtung?) ausgerichtet gewesen, hat sie nach meinem Verständnis etwas mit dem zu tun, was seit der Antike als Eros bekannt ist: dem sinnlich, seelischen und geistigen Herstellen und Genießen des Schönen; ist also wiedererkennbar in allen Feldern der Kunst. Der Philosoph sucht nach der Wahrheit – aber er besitzt sie nicht. Sein Bemühen ist gekennzeichnet durch den schwebenden Zustand zwischen Nichtwissen und der Weisheit – Eros spielt dabei den Vermittler. Jeder Künstler kennt dieses Phänomen des „Dazwischen“: Man ahnt, was aus dem Werk werden könnte und weiß doch nicht, wie es sich gestalten wird.... Und irgendwann muss man aufhören – und zugestehen, dass hier etwas entstanden ist, was nie wirklich „fertig“ aber schön ist...

Der leidenschaftlich Suchende erfährt selten eine Befriedigung; denn er spürt das inkommensurable Missverhältnis, das zwischen dem „unperfekten“ Künstler und seinen Ansprüchen besteht. Nur für Augenblicke erschließt sich ihm vor seinem geistigen Auge die Einheit in der Vielfalt. Aber der Zweifel ist nicht der Feind der Wahrheit oder des Schaffensprozesses, sondern ständiger Antrieb, die bessere Lösung zu finden. Der Künstler spürt es, ohne es zuweilen zu wissen: Dass die augenfälligsten, allgegenwärtigen und wichtigsten Wirklichkeiten oft jene sind, die man am schwersten erkennt. „ES“ geschieht.

Nun müssen Künstler von ihrer Arbeit leben. In unserer Gesellschaft zählt in vielen Fällen „das Geld“. Die Geldgier hat uns möglicherweise längst alle wie eine unersättliche Krankheit gepackt. Zusammen mit der Genusssucht macht sie uns zu ihren Sklaven. Die Gier nach Reichtum und Anerkennung ist ein krankhafter Trieb, der uns erniedrigt (sagte Cicero bereits). Und nur zu leicht werden/wurden Denker und Künstler moralisch zu Komplizen der Diktatur oder eines Unrecht-Regimes. Auch haben hochstehende Kulturen es in oft dramatischer Weise nicht geschafft, der Barbarei des Totalitarismus wirksam einen Riegel vorzuschieben.

Aus den zwei zuletzt genannten Gründen sind diese Personengruppen Hüter der geistigen und intellektuellen Freiheit. Ihnen sind Bedingungen zu schaffen, die sie in die Lage versetzen, das Beste aus sich herauszuholen und der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Rilke schrieb in seinen Briefen an einen jungen Dichter: *„Künstler sein heißt, nicht zu rechnen und zählen; reifen wie ein Baum, der seine Säfte nicht drängt und getrost in den Stürmen des Frühlings steht ohne die Angst, dass dahinter kein Sommer kommen könnte“*